

CHRISTINA PERTL

**KEIN LAND
IN SICHT**

EIN KRIMI FÜR
SARAH PETERS

HOFFMANN UND CAMPE





CHRISTINA PERTL

**KEIN LAND
IN SICHT**

EIN KRIMI FÜR
SARAH PETERS

HOFFMANN UND CAMPE

Songzitat auf S. 8/9: Queen, *Bohemian Rhapsody*,
Text: Freddy Mercury, © Queen Productions Ltd.

Songzitat auf S. 62: Metallica, *Enter Sandmann*,
Text: James Hetfield, Lars Ulrich,
Kirk L. Hammett, © 1991 Metallica



Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © zero media, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01819-6

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere
über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Christoph

PROLOG

Wasser.

Nichts als Wasser, so weit das Auge reicht.

Glitzernd, bis an den Horizont.

Wahrscheinlich bis ans Ende der Welt.

Scheiße.

Sie weiß, was jetzt kommt.

Und dass es unausweichlich ist.

Der Körper hat bereits das Kommando übernommen, der Verstand ist Passagier. Sie kann gerade noch auf die Knie sinken, bevor ihr die Luft wegbleibt und sie der brennende Schmerz in der Brust außer Gefecht setzt. Schon wieder. Das dritte Mal auf dieser verdammten Reise.

Obwohl sie bereits schnappatmet, kommt kaum Sauerstoff in den Lungen an. Die Panik beginnt schon, den Vorhang vor ihren Augen zuzuziehen. Ausgerechnet jetzt, als sie endlich einen Schritt weitergekommen ist. Als endlich ein wenig Licht in das Dunkel gedrungen ist, dorthin, wo einmal ihre Erinnerung war.

Sie kämpft, den flackernden Blick stier auf den schäumen-

den meterbreiten Streifen gerichtet, den das Schiff hinter sich in den Ozean wirbelt. Die Hände krampfhaft an die kühlen Stahlseile des Geländers geklammert. So fest, dass sich ihre Nägel schmerzhaft in die Handflächen bohren.

Nicht so schlimm.

Nur noch wenige Momente, dann wird sie ohnehin ohnmächtig sein.

Wie unangemessen, hier auf dem *VIP-Deck* 15. Wo sie doch eigentlich für die gute Laune der Passagiere zuständig sein sollte. All inclusive, auch das Dauerlächeln für eine unvergessliche Reise voller guter Laune. »Nicht bewusstlos herumliegen! Ausruhen kannst du dich später!« Das wäre mal ein gelungener Spruch für die Team-Shirts der Entertainment-Crew. Statt »Fun, Fun, Fun – what else?!« oder »Live, Love, Laugh«. Beide Slogans wahre Meisterleistungen aus der Marketingabteilung der Reederei.

Zur Abwechslung ein Funken Wahrheit in dieser polierten Scheinwelt auf hoher See, dem unendlichen Spaßkosmos für die ganze Familie. Nur ein klein wenig Realität, das wär's!

Diese sehnsüchtige Überlegung reißt sie für eine Millisekunde aus dem körpereigenen Shutdown. Gerade lange genug, dass im Hirn das Notstromaggregat angelaufen ist.

Tief einatmen.

Kurz die Luft anhalten. 21, 22, 23.

Langsam ausatmen.

Noch einmal.

Und noch einmal.

So lange, bis sie in Gedanken halb durch *Bohemian Rhapsody* von Queen ist.

I don't wanna die.

I sometimes wish I'd never been born at all ...

So lange dauert es, bis der Schmerz in der Brust endlich ein wenig nachlässt und sich ihr Herzschlag beruhigt. Es ist ein neuer Negativrekord. Und von denen gab es in den vergangenen vier Tagen wahrlich schon genug.

Gierig zieht sie die kalte Meeresluft durch die Nase. Immer und immer wieder.

Any way the wind blows.

DONNERSTAG

Tag 2: Der Albtraum beginnt
La Spezia
Sonnenschein, 33 °C

---- AM MITTAG ----

Das böse Erwachen fand exakt um 11:52 Uhr statt, als ihr Handy mit einem lauten Knall auf den Badezimmerboden gedonnert war und das Display zersprang. Kurz nachdem sie versucht hatte sich selbst zu beweisen, dass das alles nicht wahr sein konnte. Ein Albtraum, allenfalls ein schlechter Scherz. Doch dann fand sie einen Personalausweis, und damit war es amtlich: Sie hatte keine Ahnung, was zum Teufel hier eigentlich los war.

»Stephanie Mayrhofer, 10.12.1982, Wohnort: München«. Keine dieser Informationen ergab Sinn. Auch wenn die Dunkelhaarige auf dem Foto eindeutig aussah wie die Frau, die ihr aus dem Badezimmerspiegel entgegenglotzte.

Okay, der Ausweiszwilling hatte die deutlich bessere Frisur – weniger Vogelnest, das an einer Seite klebrig und verfilzt abstand, mehr bemüht gebürstetes Fotostyling. Dazu Augen-Make-up, das sich nicht pandaartig über das halbe Gesicht verteilte. Generell sah die Frau auf dem Foto nicht aus, als hätte sie die Nacht mit ausdauerndem Feiern und danach ebenso ausgiebigem Kotzen verbracht. Aber es gab keinen Zweifel: Die Frau Mayrhofer musste sie sein.

Zwanzig Minuten hatte die derangierte Partykönigin Stephanie zwischen dem Foto und dem Spiegelbild hin- und hergesehen. Und wieder hin. Als könnte die hundertste Wiederholung plötzlich ein anderes Ergebnis bringen, als dass ihr noch übler wurde als ohnehin schon. Dann war ihr das Telefon aus der schwitzigen Hand gerutscht, als sie den Bildschirm wieder entsperren wollte. Eine Weile hatte sie dem Gerät noch belämmert hinterhergestarrt.

Egal. Alles egal.

Denn die Wahrheit war: Sie konnte sich an nichts erinnern. Nicht daran, wo sie war.

Nicht daran, welche Umstände dazu geführt hatten, dass sie aussah wie Amy Winehouse an einem ihrer schlechteren Tage. Und – das machte ihr wirklich Sorgen – nicht einmal an ihren eigenen Namen.

Stephanie Mayrhofer?

Der Name fühlte sich fremd an. Kalt und kein bisschen vertraut. Kein Teil von ihr. Außerdem musste man den doch bestimmt ständig buchstabieren. »Stephanie mit ph und Mayrhofer ohne e, dafür mit a und y bitte ...«.

Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, wollte der Boden unter ihren Füßen einfach nicht aufhören zu wan-

ken. Der Alkohol hatte ihren Körper noch immer fest im Griff.
Es flimmerte ihr vor den Augen.

Sie musste sich setzen.

Als Frau M. erschöpft auf den kühlen Fliesenboden neben der Toilette sank, war sie sich trotz aller Erinnerungslücken sicher: Sie hatte schon mal bessere Tage gesehen.

---- AM NACHMITTAG ----

Einige Stunden später sah die Welt nicht viel anders aus. Nach wie vor bestand diese aus den zwei mal drei Metern einer semisauberen weiß und grau gefliesten Nasszelle. Ein Sammelurium aus Kleidungsstücken und kleinen Klopapierfetzen bedeckte den Boden. Das Abtrennen des Papiers war in den vergangenen Stunden offensichtlich eine Herausforderung gewesen. Dazwischen lag ein kleiner bunter Radiergummi in Form eines Regenbogens. Sie blickte verständnislos auf das bunte Gummiteilchen. Aber hier ergab ja sowieso überhaupt nichts Sinn.

Nach drei Stunden in komatösem Tiefschlaf, eng an den Fuß der Kloschüssel geschmiegt, fühlte sich Stephanie Mayrhofer bereit für einen Ortswechsel. Den Blick in den Spiegel vermied sie bewusst, als sie sich mühselig am Waschbecken hochstemmte und das Badezimmer verließ.

Was zur Hölle ...

Stockbetten? War sie nicht ein bisschen zu alt für ein Ferienlager? Hoffentlich hatte sie wenigstens das untere Bett. Süß, wie die Vorhänge in jeder Etage für Privatsphäre sorgen sollten. Hinter der rot-grün-braun gestreiften Clownswand fühlte man sich bestimmt wie in einer eigenen kleinen Suite. Ein Traum!

Sie setzte sich wieder in Bewegung.

Da wummerte plötzlich ohrenbetäubender Lärm durch den kleinen Raum.

Stephanie seufzte schwer und manövrierte ihren unwilligen Körper Richtung Tür. Sie war noch beeinträchtigt genug, um

keine Angst zu empfinden. Stattdessen ärgerte sie sich über den Radau. Diesem Blödmann würde sie jetzt mal was erzählen ...

»Sag mal, geht's noch?«, schnauzte sie durch die Tür hinaus, während sie diese schwungvoll aufriss. Ihre Stimme hatte den Marschbefehl jedoch nicht erhalten, deshalb klang das, was ihrem Mund entwich, wie das Keuchen eines hundertjährigen Kettenrauchers. Da wurde ihr gleich wieder ein bisschen schwindelig.

Die Überraschung war auf beiden Seiten der Tür gelungen. Im funktionalen Neonlicht des Flurs stand eine kleine Frau im Zimmermädchen-Outfit: mintgrün, inklusive kleinem, leicht schräg drapiertem Fascinator auf dem Kopf – was man halt so trägt beim Putzen.

»Mayumi – Housekeeping« stand auf dem kleinen Namensschild an ihrer rechten Brusttasche. Vor Schreck waren der zierlichen Asiatin die Shampoo-Fläschchen aus der Hand geripelt. Der Anblick des verwelkten Partylooks, der sich ihr auf der Türschwelle präsentierte, hatte ihr die Sprache verschlagen. Sie stand mit offenem Mund da.

Ein Blick nach rechts, einer nach links, es war tatsächlich kein Riesenmensch zu entdecken, der versucht haben könnte auf die Tür einzudreschen. Und das hier war offensichtlich nicht das Caesars Palace: Beiges Holzimitat traf auf abwaschbare Wände und cremeweißes Linoleum, unzählige Türen rechts und links. Popmusik dudelte aus beiden Richtungen – bestimmt Miley, Taylor, Justin oder Harry. Nervte auf jeden Fall.

Stephanie folgte dem gebannten Blick des Zimmermädchens, der ihren Körper hoch- und wieder herunterwanderte.

Der goldene Paillettenrock war bestenfalls ein breiter Gürtel, bedeckte aber immerhin den Großteil ihrer linken Arschbacke. Die Netzstrumpfhose hing ihr in Fetzen von den Knien, und das Iron-Maiden-Shirt trug sie wie eine Schärpe quer über der Brust. Man ahnte die dramatischen Szenen, die sich abgespielt haben mussten, nachdem sie sich zwar aus dem rechten Ärmel hatte befreien können, plötzlich aber in einer ausweglosen Situation gefangen gewesen sein musste. Auf halber Strecke hatte sie den Kampf gegen die Kunstfaser wohl aufgegeben.

»Party halt ...«, murmelte Stephanie und wollte gerade rückwärts im Zimmer verschwinden, als etwas ihren Blick fing und sie erstarren ließ.

Ein orangefarbener Rettungsring hing am Ende des unendlich langen Flurs. Darunter war ein riesiger Übersichtsplan eines Schiffes angebracht.

»Nein, bitte nicht.«

Mayumi hielt ihr aufmunternd eines der Shampoo-Fläschchen hin. Nach einer schönen Dusche sah das Leben gleich ganz anders aus. Wusste doch jeder.

»Nein! Bitte! Alles, nur kein Schiff!«, entfuhr es Stephanie plötzlich so lautstark, dass die zarte Mayumi zusammenzuckte und das freundliche Angebot zurückzog. Stephanie machte auf dem Absatz kehrt, die Tür fiel laut ins Schloss.

Leise dudelte auf dem Flur der fröhliche Musikmix weiter.

—

Er musste eingenickt sein. Vielleicht eine Stunde, vielleicht hatte er aber auch einen ganzen Tag lang geschlafen. Er kann es nicht sagen, sein Zeitgefühl ist ihm längst abhandengekommen. Doch der Albtraum, in dem er sich befindet, dauert an.

Es ist stockdunkel. So dunkel, dass selbst nachdem sich seine Augen an die Situation gewöhnt haben, kaum Schemen auszumachen sind. Metallstäbe klappern, und das laute, monotone Motorenbrummen beginnt langsam, ihn in den Wahnsinn zu treiben.

Wie früher das Schnarchen seiner Mutter im Nebenzimmer, das ihn jahrelang jede Nacht geweckt hatte und oft stundenlang nicht mehr einschlafen ließ.

Viel quälender als einst die gekrümmte Nasenscheidewand seiner Mutter ist aber die Kälte, die sich mittlerweile ihren Weg tief in seine Knochen gebahnt hat und ihn unkontrollierbar zittern lässt. Er hat es aufgegeben, dagegen anzukämpfen. Finger und Zehen kribbeln und schmerzen, die fehlende Bewegung trägt ihren Teil dazu bei.

Der Käfig, in den sie ihn gesperrt haben, ist weder lang noch hoch genug für einen erwachsenen Mann. Schon gar nicht für einen von seiner Statur. Eineinhalb mal ein Meter würde er schätzen. Mehr als eine gebückte Hocke lässt die Höhe nicht zu. Nachdem ihm mittlerweile alle Gliedmaßen gleichermaßen schmerzen und jede Position ohnehin nach fünf Minuten unerträglich wird, verbringt er die meiste Zeit in einer ergebenen Fötushaltung. Mit den Armen umklammert er fest die Knie und versucht durch abwechselnde An- und Entspannung zumindest ein wenig Blut in die Muskeln zu pumpen. Jedes Mal, wenn dabei seine Oberschenkel gegen den Bauchansatz drücken, muss er an die teuflischen Plunderteilchen denken, denen er diesen zu verdanken hat.

Was würde er jetzt für einen Bissen geben! Quarkfüllung, Marmelade, Schokolade, mit oder ohne Zuckerguss ... er wäre nicht wählerisch. Sein Magen krampft sich schmerzhaft zusammen, im Mund sammelt sich Speichel.

Wie lange es wohl her ist, seitdem er zum letzten Mal etwas gegessen hat? Es müssen diese salzigen Erdnüsse an der Bar gewesen sein. Er hat mal gelesen, dass ein Mensch bis zu 80 Tage ohne Nahrung überleben kann. Das erscheint ihm verrückt. Aber so lange ist es bei ihm wohl noch nicht her.

Was ihn allerdings noch mehr quält als der Hunger, ist der Gedanke an die weitaus wichtigere Info aus dem schlauen Artikel über Fasten und Diäten: Ohne Wasser könne man nur drei Tage überleben. Er hat die Befürchtung, dass er gerade dabei ist, diesen Fakt im Selbsttest zu überprüfen. Der Gedanke daran lässt ihn mehrmals reflexartig schlucken – weg ist der Speichel, der sich eben noch dort gesammelt hat, und er spürt, wie sein Mund austrocknet. Er versucht sich darauf zu konzentrieren, dass es noch keine drei Tage sind, seitdem sie ihn eingesperrt haben. So weit ist er sich sicher. Aber je mehr Zeit vergeht, desto schwerer fällt es ihm, der blanken Panik keinen Raum zu geben.

Er ist nicht naiv.

Wie oft hatte Sarah ihm gesagt, er sei ein hoffnungsloser Pessimist. Sein Glas sei nicht halb leer, er habe nicht einmal eines, hatte sie ihn geneckt. Wie gerne würde er noch einmal mit ihr darüber diskutieren. Am liebsten mit einem kühlen Bier in der Hand und der passenden Musik. Er vermisst sie und wieder einmal ärgert er sich über die vielen verschwendeten Momente, in denen sie so getan hatten, als könnten sie einander nicht leiden. Dabei war von Anfang an das Gegenteil der Fall gewesen. Zumindest von seiner Seite aus.

Er schüttelt den Kopf über die eigene Dummheit und die Gedanken, die so fehl am Platz sind.

Er weiß, dass die Wahrscheinlichkeit, in diesem Käfig zu sterben, hoch ist. Sehr hoch sogar.

Wenn es nur um ihn allein ginge, hätte er vielleicht schon aufgegeben.

Aber er ist nicht allein.

Da sind noch die Kinder.